

Lebensabriß des Altpräses Erich Schultze

*als Beitrag zur schlesischen Kirchengeschichte und zur
Geschichte des Kirchenkampfes in Schlesien¹⁾*

Kindheit

Ich bin von Hause aus kein gebürtiger Schlesier. Meine Wiege stand in der Mark und zwar in der Uckermark im Pfarrhaus der Kirchengemeinde *Thomsdorf* Kreis Templin, wo mein Vater *Ferdinand Schultze*, Sohn des Bauern *Gottfried Schultze* in Lützlów in der Uckermark, Pfarrer war. Hier habe ich am 7. Februar 1872 das Licht der Welt erblickt und erhielt die Namen *Erich Hugo Ferdinand*.

Nach dem Tode meines Vaters, der schon am 29. Mai 1875 mit 39 Jahren an „galoppierender Schwindsucht“ (Lungentuberkulose) starb, siedelte meine Mutter mit mir zunächst nach dem Marktflöcken *Boitzenburg* in der Uckermark über. In dieser hübschen Residenz der Grafen von *Arnim* - *Boitzenburg* habe ich meine Kindheit und erste Schulzeit verlegt.

Jugend

Als ich 9 Jahre alt geworden war, verlegte meine Mutter, *Marie Alwine geb. Meckelburg*, meiner Ausbildung wegen ihren Wohnsitz in ihre neumärkische Heimat und zwar in die Stadt *Landsberg* an der Warthe. Sie war die Tochter des Ganzbauern und Kretschmers *Ferdinand Meckelburg* in *Lorenzdorf* bei *Landsberg* an der Warthe, der inzwischen seinen Bauernhof mit dem Stadtgut *Landsberg*, *Friedeberger Chaussee 7*, vertauscht hatte. Hier habe ich erst 1 Jahr die Vorschule und dann das große Doppelgymnasium besucht und zwar seinen humanistischen Zweig, und am 4. März 1892 das Abiturientenexamen unter Dispensation von der mündlichen Prüfung bestanden.

Studium und Wartezeit

Nach vollendetem Studium der Theologie in *Greifswald*, *Tübingen* und *Berlin* bestand ich Ende 1895 die erste theologische Prüfung vor dem Königlichen

¹⁾ Veröffentlicht aus Anlaß des 90. Geburtstages des Altpräses *Erich Schultze* am 7. 2. 1962 zu *Görlitz* - *Biesnitz* (Der Herausgeber).

Konsistorium der Provinz Brandenburg in Berlin und ging dann — meine Mutter hatte ich bereits am 29. Dezember 1893 durch den Tod verloren — zu einem Vetter nach Warnitz am Uckersee als Hauslehrer. Hier habe ich meinen Neffen erzogen und mich auf die 2. theologische Prüfung vorbereitet, die ich nach der vorgeschriebenen Frist ebenfalls in Berlin bestand. Da der Überfluß von wahlfähigen Kandidaten jede Anstellung als Geistlicher in absehbarer Zeit aussichtslos machte, kehrte ich zu meiner Erziehtätigkeit zurück nach Warnitz.

Aber von nun an beteiligte ich mich am kirchlichen Leben der Parochie Blankenburg i. d. Uckermark, zu der Warnitz als Filial gehörte und wo ein Bruder meines Vaters Erbscholteibesitzer, Patronatsvertreter des Joachimstalschen Gymnasiums und Laienvorsitzender des Gemeindekirchenrates war. Ich sammelte die wenigen Kinder der kleinen Gemeinde zum Kindergottesdienst, predigte in dem winzigen Kirchlein an „predigtfreien“ Sonntagen und wann ich sonst im Kirchenkreise Gramzow gebraucht wurde. Auch besuchte ich die Einwohner, die mir natürlich sämtlich bekannt waren, und machte die ersten Versuche der Seelsorge. Hier kam ich auch zuerst mit dem Evang. Bunde in Berührung, dessen begeisterter Anhänger der junge Blankenburger Pfarrer war, und schloß mich demselben als Mitglied an.

Vikar in Soldin

Da die dauernden Bewerbungen um vakante Pfarrstellen in ganz Deutschland, die im Laufe der Zeit in die Hunderte gingen, immer wieder ergebnislos verliefen, richtete ich an das Brandenburgische Konsistorium die dringende Bitte, mich doch irgendwie im kirchlichen Dienst zu beschäftigen. Daraufhin wurde ich nach langer Wartezeit zum 1. Oktober 1898 dem Superintendenten und Oberpfarrer *Gloetz* in Soldin in der Neumark als „Lehrvikar“ überwiesen. Hier wurde ich mit offenen Armen empfangen; denn der 2. Geistliche der Stadt (Archidiakonus, einen Diakonus gab es nicht) war ein schwerkranker Mann, so daß der Oberpfarrer dringend der Hilfe bedurfte, zumal er auch Kreis Schulinspektor war. Ich kam hier in eine schöne Arbeit, die von meinem Vorgänger, dem späteren Generalsuperintendenten von Berlin, *D. Karow*, sorgfältig aufgebaut war. Mir wurde sogleich der ganze Kindergottesdienst mit Vorbereitung des Helferkreises zugewiesen, ich hatte wöchentlich eine Bibelstunde zu halten, die Konfirmanden des Archidiakonus zu unterrichten, in seinem Sprengel die Kranken zu besuchen und habe nicht weniger als 56 Beerdigungen gehalten, die den „Havika“, wie er bei Jung und Alt hieß, in der Gemeinde sehr bekannt machten. Wenn der Superintendent verreist war, hatte ich den Gottesdienst im „Dom“ zu halten und auch die Taufen zu vollziehen. Da der Archidiakonus im Sommer verstarb, wurde meine Zeit in Soldin auf

Antrag des Superintendenten bis zum Ende des Jahres 1899 verlängert. So erlebte ich die Jahrhundertwende noch in Soldin und werde den Mitternachtsgottesdienst auf dem Marktplatz nie vergessen.

Ich schied schweren Herzens aus Soldin, denn ich stand nun wieder vor dem Nichts und mußte mich nach einer neuen Hauslehrerstelle umsehen. Ich fand sie in Herzershof bei Manschnow im Oderbruch bei Herrn Rittergutsbesitzer *Sarre*, wo ich 3 Kinder zu erziehen hatte. Am kirchlichen Leben der Parochie Manschnow und des Kirchenkreises Seelow nahm ich regen Anteil und predigte öfters in Manschnow, Gorgast und sonst. Auf Rat von Herrn Superintendent Gloatz bewarb ich mich um die ausgeschriebene Archidiakonsstelle in Soldin, wurde aber vom Gemeindegemeinderat nicht gewählt, da die Mehrzahl seiner Mitglieder der Loge angehörte, welcher meine Predigten nicht zugesagt hatten, und dem engen Einvernehmen mit dem Superintendenten nicht wünschenswert war. Mein Ephorus, Superintendent *D. Feldbahn* in Seelow, war mir sehr zugetan und wünschte, mich in seinem Kirchenkreise zu beschäftigen. Ehe es aber dazu kam, wurde ich von dem Gutsnachbarn von Herzershof, Reichsgraf Günther *Finck* von *Finckenstein* auf Reitwein, in die vakante Pfarrstelle seiner schlesischen Herrschaft Triebusch Kreis Guhrau berufen.

Pfarrer in Triebusch

So kam ich am 4. Mai 1901 nach Schlesien und diese Kirchenprovinz wurde meine Wahlheimat. Am 12. Juni wurde ich vom Generalsuperintendenten *Nehmitz* in der Magdalenenkirche zu Breslau ordiniert und alsbald von Herrn Superintendent *Krebs* in Herrnhut in das Evangelische Pfarramt Triebusch Kreis Guhrau bei Bojanowo Kreis Rawitsch eingeführt.

Am 3. Juli 1901 fand in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin-Charlottenburg meine Hochzeit statt mit der Lehrerin Fräulein *Margarete Geyer*, einer Pfarrerstochter aus Kuhz in der Uckermark, mit der ich bereits sieben Jahre verlobt war.

Den beiden neuen Einwanderern präsentierte sich die neue Heimat in ihrem flachsten und landschaftlich reizlosesten Teil, da wo der eintönige Landgraben die imaginäre Grenze zwischen den preußischen Provinzen Schlesien und Posen bildete, von der freundlichsten Seite. Triebusch ist ein schmuckes Bauerndorf, das den Charakter seiner deutschen Gründung unverkennbar an der Stirn trägt. Die Kirche steht neben dem Dorfe auf dem Friedhof, der sich unmittelbar an die Pfarrei anschließt, etwa in seiner Mitte. Äußerlich schlichter Putzbau mit rechteckig geschlossenem Chor und hölzernem Renaissance-turm mit zwei Durchsichten, ist sie inwendig ein Kleinod. Alle drei Hauptgegenstände der Inneneinrichtung eines Gotteshauses, Altar, Kanzel und Taufständer

sind hervorragende Kunstdenkmäler im Stil der Frührenaissance, aus Holz hergestellt mit reichem figürlichem Schmuck versehen. Der im ganzen 5,18 Meter hohe Altaraufbau trägt als Hauptbild das Heilige Abendmahl und wird gekrönt von dem triumphierenden Christus. Kanzel und Kanzeldeckel sind reich geschnitzt und gleichen in Farbe und Stil dem Altar. Der Taufständer mit sechseckigem Querschnitt paßt genau zu Altar und Kanzel. Es soll in Schlesien noch mehrere solcher Altäre und Kanzeln und noch einen solchen Taufständer geben, aber alle drei zusammen finden sich allein hier.

Das Kirchspiel ist ein Unikum ohne Filiale und Ausbauten mit kaum 600 Seelen. Sein kirchliches Leben stand weit über dem Durchschnitt; denn es war immer von tüchtigen Pastoren sorgfältig betreut. Mein zweiter Vorgänger war der als Übersetzer des Neuen Testaments bekannt gewordene Dr. Heinrich *Wiese*, der von Triebusch nach Grönowitz ging. Der sonntägliche Kirchenbesuch lag zwischen 30 bis 40% der Gemeindeglieder. An Festtagen waren die 250 Sitzplätze, welche nach Einbau der Orgel übrig geblieben waren, voll besetzt. Der Abendmahlsbesuch belief sich auf 104%, da die meisten Gemeindeglieder zweimal im Jahr zum Tisch des Herrn gingen. Die Anmeldung zum Heiligen Abendmahl und zur vorhergehenden Beichte war noch üblich, wenn sie auch zum Teil durch die Schulkinder erfolgte. Tauf- und Trauerweigerungen kamen nicht vor, ebensowenig Eigentumsdelikte. Zank und Streit gab es wenig, dafür aber viel nachbarliche Hilfsbereitschaft. Daß die gräfliche Familie der Patronatsherrschaft in den Wochen und Monaten, in denen sie am Orte weilte, mit ihren Angestellten Sonntag für Sonntag teilnahm und z. B. am Bußtag auch mit der Gemeinde zum Heiligen Abendmahl ging, war selbstverständlich. Die erste Aufgabe, die der neue Pastor zu lösen hatte, war der Bau einer neuen Schule, da sich die Volksschule am Ort zu einer dreiklassigen mit zwei Lehrkräften entwickelt hatte. Weil der Kirchenpatron Bauherr war, ging der Aufbau reibungslos vonstatten.

Dann warf das am 8. Juni 1906 bevorstehende 300jährige Jubiläum des Gotteshauses die Schatten seiner Vorbereitung voraus. Es war zugleich Erinnerungsfeier an die vor 500 Jahren stattgefundene Gründung des deutschen Dorfes und sollte nach dem Wunsche der Patronatsherrschaft feierlich begangen und die Kirche aus- und inwendig baulich und künstlerisch gründlich erneuert werden. Das gab viel Schreiberei mit kirchlichen und weltlichen Behörden, dem Herrn Provinzialkonservator der Kunstaltertümer, Künstlern und Sachverständigen, sowie dem Staatsarchiv und der Breslauer Stadtbibliothek. Weil das 300jährige Kirchenjubiläum zugleich als 500jähriges Ortsjubiläum begangen werden konnte und sollte, und da ich in meinem Pfarrarchiv brauchbare Unterlagen vorfand, beschloß ich, eine „Triebuscher Chronik“ zu schreiben und der Gemeinde den Schatz ihrer Vergangenheit zu erschließen. Der Wunsch, die Ortsgeschichte in die allgemeine einzugliedern, um sie dem schlichten Leser verständlicher, anziehender und plastischer zu machen, erforderte ein ein-

gehendes Studium der schlesischen Profan- und Kirchengeschichte, zu dem ich bisher weder Veranlassung noch Gelegenheit gehabt hatte. So ist mir die Zeit bis zum Jubiläum nicht lang geworden.

Um es gleich vorwegzunehmen, die „Triebuscher Chronik“ hat seitens der Sachverständigen und Fachleute eine gute Beurteilung gefunden und ist auf Kosten des Kreises Guhrau-Herrnstadt an alle seine Schulbibliotheken verteilt worden. Die höchste Anerkennung war mir, daß Generalsuperintendent *D. Nottebohm*, der ja auch erst 1905 nach Schlesien gekommen war, sagte, daß er aus der „Triebuscher Chronik“ die ersten Grundlagen seiner Kenntnisse der schlesischen Welt- und Kirchengeschichte gewonnen habe.

Der Jubiläumstag, der 8. Juni 1906, war der größte Festtag, den ich in meiner Amtszeit erlebt habe. An ihm war der kleine Ort Triebusch der Mittelpunkt der Provinz Schlesien. Der Oberpräsident Graf von Zedlitz-Trütschler, der Regierungspräsident von *Holwede* und der Landrat des Kreises, Herr von *Ravenstein*, waren Gäste des Grafen. Ebenso die Vertreter der Kirchenbehörde: Generalsuperintendent *D. Nottebohm* und der Präsident des Königlichen Konsistoriums der Provinz Schlesien *Paul Schuster*, der Superintendent und die Geistlichen des Kirchenkreises Guhrau-Herrnstadt, sowie die beiden benachbarten Amtsbrüder aus Bojanowo.

Der Verlauf des Festes war folgender: Im Vormittagsgottesdienst hielt ich die Jubelpredigt und dann der Generalsuperintendent eine Ansprache an die Gemeinde über den gegenüber dem Altar angebrachten Spruch Psalm 111, 4: „Er hat ein Gedächtnis gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr.“ An den Gottesdienst schloß sich die Einweihung des alten restaurierten Schulhauses zu einer von der Gräfin Henriette Finck von Finckenstein geborene Gräfin von der *Schulenburg*, gestifteten Diakonissenstation. Die Weiherede hielt ich über den Spruch 5. Mose 33, 25: „Dein Alter sei wie Deine Jugend“ und dann führte Pastor *Ulbrich jun.* zwei Schwestern des Diakonissenmutterhauses Bethanien-Breslau in ihr Amt ein, die eine als Gemeindegewesene, die andere als Kindergartenschwester. Nach dem Essen im Schloß und einer Mittagspause, bei der auch sämtliche Häuser des Dorfes auswärtige Gäste hatten, wurde auf dem festlich geschmückten Dorfanger eine Volksversammlung veranstaltet. Nach meiner Eröffnungsansprache, bei der natürlich die Ortsgeschichte zu ihrem Recht kam, wurden von den Ehrengästen, den Mitgliedern des gräflichen Hauses, dem Ortsvorstand, Pfarrer und Gemeinde fünf Eichen gepflanzt zur Erinnerung an das halbttausendjährige Bestehen des Dorfes und als Symbol für eine glückliche Zukunft. Sodann hielt der Oberpräsident eine Ansprache an die Dorfgemeinde und ermahnte sie zum treuen Festhalten an ihrem Deutschtum und ihrem evangelischen Glauben.

Nach diesem Festtag kam ich mir wie pensioniert vor und suchte neue Beschäftigung. Ich fand sie im Studium der Geschichte der Äußeren Mission

und in ihrer praktischen Mitarbeit. Da ich bald mit Vorträgen hervortrat, wurde ich am 1. 7. 1907 mit Genehmigung des Königlichen Konsistoriums zum Provinzial-Missionssekretär ernannt und trat damit in den Vorstand des Schlesischen Provinzialvereins für die Berliner Mission ein.

Noch einen großen kirchlichen Festtag habe ich in Triebusch erlebt. Es war der Himmelfahrtstag des Jahres 1909. Er bildete den Höhepunkt der Generalkirchensitation, welche von Generalsuperintendent D. Nottebohm und der von ihm ernannten Generalkirchensitationskommission abgehalten wurde und zugleich das jährliche Kreismissionsfest des Kirchenkreises Guhrau-Herrnstadt. Zu diesem Tage war auch wieder Konsistorialpräsident *Schuster* erschienen. Ich hielt die Visitationspredigt als Himmelfahrtspredigt und bei dem am Nachmittag stattfindenden Missionsfest den Bericht. Da auch dieser Festtag sehr eindrucksvoll verlief, betrieb von ihm ab die Kirchenbehörde meine Versetzung in eine Ephoralstelle der Kirchenprovinz. Die Berufung in die Ephorie Goldberg lehnte ich ab, weil der Superintendent auf einer Landstelle (Wilhelmsdorf-Gröditzberg) saß und wohl oder übel Landwirtschaft treiben mußte. Das hätte mir zwar persönlich gut gelegen, erschien mir aber als eine Verkürzung der Wortverkündigung und eine Behinderung der intensiven Teilnahme am kirchlichen Leben der Provinz. Außerdem hätte ich meine Töchter aus dem Hause geben müssen. Nachdem sich noch meine Berufung nach Steinau aus persönlichen Gründen zerschlagen hatte, hielt ich auf Anordnung des Konsistoriums am Trinitatissonntag 1915 eine Präsentationspredigt in Ohlau und wurde im Oktober desselben Jahres als Ephorus, Pastor primarius und Militärseelsorger des Husarenregiments von *Schill* eingeführt.

Superintendent in Ohlau

Der Abschied aus Triebusch ist mir nicht leicht gefallen; denn ich habe dort 12 gesegnete Amtsjahre verlebt und ein glückliches Familienleben geführt. Es ist der Geburtsort meiner drei ältesten Töchter (geboren 1902, 1904 und 1907), die dort eine ungetrübte gesunde Kindheit und, wenigstens die beiden ältesten, ihre erste Schulzeit verlebt haben. Allein der größere Wirkungskreis entsprach doch meiner Arbeitsfreudigkeit, so daß ich gern dem Rufe Folge leistete.

Als nach kaum zehnmonatiger Wirksamkeit in Ohlau der erste Weltkrieg ausbrach, hatte ich den sehnlichen Wunsch, mit meinen braunen Husaren ins Feld zu ziehen. Als ich deswegen persönlich auf dem Konsistorium vorstellig wurde, bekam ich aber vom Herrn Präsidenten selber eine so schroffe Ablehnung wie nie vorher oder nachher. Das wäre eine schöne Bescherung für die Kirche, meinte er, wenn alle jungen Superintenden ten mit ins Feld ziehen wollten! So mußte ich zu Hause bleiben und meine vier Schwadronen Schill-

husaren, die bald nacheinander abrückten, in bewegten Abschiedsfeiern aussegnen. An Arbeit hat es dann in Ohlau allerdings nicht gefehlt. In allen großen Sälen der Stadt wurden Lazarette und Kriegsversehrten-Heilstätten mit zusammen 3000 Betten eingerichtet, die von den drei Ortsgeistlichen betreut wurden. Außerdem stellte das kirchliche Leben große Anforderungen. Die Kriegsbetstunden, erst täglich, dann wöchentlich, die mehrfachen Kriegsbuß- und -Bettage, die zahllosen Kriegstraunungen und Abendmahlsfeiern mit ins Feld rückenden Gemeindegliedern und ihren Angehörigen, sowie die Lazarettgottesdienste erforderten viel Vorbereitungen, ihre sehr zahlreiche Inanspruchnahme aber bereitete viel Freude. An jedem Sonntag war die Kirche mit ihren tausend Sitzplätzen überfüllt.

Wir lebten uns in Ohlau schnell ein. Der Krieg brachte die Menschen zusammen. Die führenden Frauen der Stadt fanden sich in der gemeinsamen Kriegsarbeit. Die drei Töchter besuchten in der „Dorotheenschule“ eine sehr gute Mädchenmittelschule und bekamen im September 1916 noch ein Schwesterchen.

Auch die Arbeit im Kirchenkreise war recht erfreulich. Die Ephoralvisitationen — wenigstens jährlich in 3 Parochien — waren Evangelisationen im besten Sinne des Wortes. Der jährliche Herbstkonvent der Geistlichen in der Superintendentur war eine große Familienfeier, ihr Mittelpunkt das gemeinsame Abendmahl, an dem auch sämtliche Pfarrfrauen und die erwachsenen Kinder, soweit sie zu Hause waren, teilnahmen. Als Pastor *Vetter-Heidau* als Hauptmann an der Spitze seiner Kompagnie fiel, rückten die Pfarrhäuser noch näher zusammen. Es war eine Lust, Pastor und Ephorus zu sein. Wenn der Kirchenkreis Ohlau einmal einer wirklichen Erweckung nahe war, dann in dieser Zeit vom 1. August 1914 bis Mitte Juni 1917. Dann freilich kamen Stillstand und Rückschritt. Mit der immer ernster werdenden militärischen Lage und der schwindenden Aussicht auf einen glücklichen Ausgang des Krieges lebten die politischen Parteien und ihre Gegensätze wieder auf und damit auch die widerchristlichen und antikirchlichen Ideen und Tendenzen. Es ging aber im Kirchenkreise Ohlau damit nur langsam und glimpflich voran. Erst die Revolution von 1918 störte bei einem Teil der Bevölkerung die religiösen und kirchlichen Bindungen. Sie wurde nicht von Kreisinsassen gemacht. Die Umstürzler kamen direkt von den meuternden Matrosen in Kiel nach Ohlau, besetzten das Rathaus und ergriffen die Herrschaft. Mit dem ihnen bald zulaufenden „Anhang“ veranstalteten sie Demonstrationen vor den Wohnungen des Landrats und Bürgermeisters und „riefen dieselben heraus“, setzten sie aber nicht ab. Zu mir kamen sie nicht. Es war ihnen gesagt worden, daß ich ihrer Forderung, vor ihnen zu erscheinen, sicher nicht Folge leisten würde. Da gingen sie einem Konflikt aus dem Wege. Auch der Sonntagsgottesdienst unmittelbar nach den Revolutionstagen verlief ohne Störung, trotzdem ich meiner Predigt den Text Apostelgeschichte 19, 23—40 („Aufruhr des Goldschmiedes

Demetrius“) zu Grunde legte. Die Herrschaft des „Soldatenrats“ war stürmisch, aber dauerte nur kurze Zeit. Im Anfang des Jahres 1919 kamen Kreis- und Stadtverwaltung wieder in Ordnung, und es trat Ruhe ein.

Der Kreis Ohlau ist in kirchlicher Hinsicht durch die Revolution von 1918/19 verhältnismäßig wenig betroffen worden, jedenfalls erheblich weniger als viele andere schlesische Kreise, z. B. Waldenburg, Liegnitz, Brieg, Schweidnitz, Hirschberg. Von Freidenkertum und Gottlosenbewegung war nicht die Rede, Kirchenaustritte in nennenswerter Zahl kamen nicht vor. Konkurrenzunternehmungen gegen die Kirche, wie freie Kindergärten, Gewinnung der Jugend durch den „Bund der Kinderfreunde“, Schaffung der Arbeiterwohlfahrt als Ersatz für evangelische Diakonie und katholische Caritas kamen nicht in Frage. Beide großen konfessionellen Schulen blieben infolge der treukirchlichen Einstellung ihrer Rektoren und der Mehrheit der Lehrerkollegien völlig intakt. Abmeldungen vom Religionsunterricht erfolgten nicht, von Einrichtung einer weltlichen Schule konnte nicht die Rede sein. Auch das Sektenwesen, das in vielen Teilen der Provinz geradezu überhand nahm, blieb in erträglichen Grenzen. Nur die „Ernstern Bibelforscher“ und „Weißenberger“ sowie die „Adventisten“ machten sich breit und entwickelten eifrige Propaganda, ohne den gewünschten Erfolg. Von den zahllosen anderen Sekten gab es nur einzelne Fälle. Der besonders bössartige „Tannenbergbund“ fand keinen Boden. Die Gemeinschaftsbewegung, deren Mitgliederzahl freilich gewachsen war, blieb, auch als sie stark unter amerikanischen Einfluß geraten war, der Landeskirche freundlich und beteiligte sich z. B. an den jährlich veranstalteten Evangelisationen von der Dauer einer Woche. Die Stadt Ohlau behielt ihren kirchenfreundlichen Bürgermeister, ihren in der Mehrheit bürgerlichen Magistrat und eine Stadtverordnetenversammlung, der auch der Superintendent als Mitglied angehörte und in der es keine radikalen Elemente gab.

Als die Inflation ihren Höhepunkt erreichte, brachte sie natürlich auch die Häuser der Geistlichen und Kirchenbeamten in die größten finanziellen Schwierigkeiten. Es fehlte oft an Mitteln, um auch nur ein Brot einzukaufen. Aber die Gemeinden haben ihre Pfarrer- und Kantorenfamilien nicht im Stich gelassen und immer mit dem Nötigsten versorgt. Im ganzen Kirchenkreise war kein Pfarrer genötigt, wie in anderen Landesteilen, z. B. Sachsen und Thüringen, sich zeitweilig einen anderen Beruf zu suchen, um nicht zu verhungern.

Doch nun zurück zu meiner Person! Für den unentwegten Preußen war der Zusammenbruch der Monarchie nicht nur ein schwerer politischer, sondern auch ein ganz tiefer persönlicher Verlust, der mit der Umstellung auf die Demokratie auch in fast vier Jahrzehnten nicht überwunden werden konnte. In kirchlicher Hinsicht war der Fortfall des Summepiskopats des fürstlichen Landesbischofs erträglich, da er die letzten schon gelockerten Bindungen an den Staat föllig beseitigte. Die Kirche bekam ihre lang erstrebte Freiheit und

konnte ihre Angelegenheiten selbständig durch Synoden die von ihnen gesetzten Selbstverwaltungsorgane nach evangelischen Grundsätzen regeln. Der bisherige „Königliche Superintendent“ schloß sich nun der kirchlichen Gruppe der „Positiven Union“ an und arbeitete in ihr nach Kräften am Aufbau der Kirche und Gestaltung ihrer neuen Verfassung mit. Obwohl im tiefsten Grunde überzeugter Pietist und unter dem Einfluß meiner herrnhutisch erzogenen Mutter von Kindesbeinen an unter dem Einfluß der Brüdergemeine, hatte ich aus dem Neuen Testament die Erkenntnis gewonnen, daß ein Jünger Jesu Christi sich auch um Politik zu kümmern und dem Staate für die Erziehung seiner Bürger zu Gottesfurcht und Moral zur Verfügung zu stellen habe. So wendete ich mich nun auch der Politik zu.

Ich beteiligte mich an der Gründung der Deutschnationalen Volkspartei in Schlesien mit und schuf ihre zweite Kreisgruppe in Ohlau (die erste hatte ein christlich gesinnter Rechtsanwalt in Militsch gegründet) und gehörte ihrem „Elferausschuß“ an, solange sie bestand. Die praktische Führung der Kreisgruppe Ohlau der Deutschnationalen Volkspartei konnte ich natürlich nicht persönlich übernehmen und mußte sie in zuverlässige befreundete Hände des im ganzen Kreise sehr angesehenen Stadtgutsbesitzers legen, blieb aber ihr spiritus rector, solange sie bestand. Ich sammelte auch meine Amtsbrüder und schuf eine „deutschnationale evangelische Pfarrerschaft in Mittel- und Niederschlesien“. Durch dieselbe wurde ich als Abgeordneter in den „Schlesischen Provinziallandtag“ gewählt, habe in demselben die christlichen und kirchlichen Belange vertreten und schwere kulturelle Kämpfe mit der großen Fraktion der damals sehr antikirchlich eingestellten Sozialdemokratie und sieben dem Landtag angehörenden Kommunisten geführt.

Bei den treuen Kirchenleuten meines Kirchenkreises fand diese Tätigkeit durchaus Beifall und trug mir viel Anerkennung ein. Bei den Sozialdemokraten, deren Zahl auch im Kreise Ohlau zunahm, fand sie naturgemäß schärfste Verurteilung, aber der Schaden war erträglich, da sie ohnehin kirchenfeindlich gesinnt waren. Im Gemeindekirchenrat von Ohlau befand sich nur ein Werk-tätiger, wie man heute sagen würde, und der war nicht Sozialdemokrat.

Als es im Zusammenhang mit den katholischen Konkordaten in Bayern (1925) dort auch zu einem evangelischen Kirchenvertrag mit dem Staat kam, tauchte die Frage auf, ob nicht auch für die Preußische Landeskirche ein solches „evangelisches Konkordat“ erstrebenswert sei. Ich durchdachte die Frage und bejahte sie. Ich hielt es für die gegebene Aufgabe des Evangelischen Bundes, in dessen Schlesischem Hauptverein ich seit 1913 stellvertretender Vorsitzender war, diese Angelegenheit zu betreiben und brachte sie dort zur Sprache. Aber der Zentralvorstand des Gesamtbundes in Deutschland lehnte einen Kirchenvertrag ab und auch der Schlesische Hauptverein unter der Führung von Universitäts-Professor Dr. Georg Hoffmann schloß sich dieser Entscheidung an.

Ich blieb aber meiner Meinung treu und schrieb als Mitglied der Schlesischen Provinzialsynode und der Generalsynode eine Broschüre: „Die Konkordatsfrage in neuer Beleuchtung“ (Breslau 1928), in der ich nachwies, daß auch für die Evangelische Kirche altpreußischer Union ein „Kirchenvertrag“ notwendig sei, um ihre Ansprüche gegenüber dem Staat festzulegen und staatsrechtlich zu sichern. Sie wurde vom Evangelischen Presseverband herausgegeben und fand erhebliche Beachtung. Bei der Entscheidung der Generalsynode für die Abschließung des Kirchenvertrages hat sie eine entscheidende Rolle gespielt.

Meine Missionsfreunde, namentlich im Schlesischen Provinzialverein für die Berliner Mission, den ich führte, und in der Schlesischen Missionskonferenz, in der ich den stellvertretenden Vorsitz innehatte, die mich in erster Linie für sich in Anspruch nahmen, haben mir die Arbeit im Evangelischen Bund nicht gerade verübelt, aber sie als abseitig angesehen und mich vor Zersplitterung gewarnt. So ernst ich das nahm, ließ ich mich doch nicht beirren und bin meinen Weg gegangen. Ich war nie für Einseitigkeit zu haben, und meine Arbeit in der Kirche hatte von Anfang an einen ökumenischen Zug, längst ehe das Wort Ökumene eine so überragende Bedeutung wie heute gewann. Ich hielt die Arbeit des Evangelischen Bundes für unentbehrlich und wollte den Einfluß, den ich in seiner Führung gewonnen hatte, für ihre gesunde biblische Ausrichtung — der führende Mann, Universitätsprofessor Dr. Georg Hoffmann, führte die Mittelpartei, während ich die „Positive Union“ vertrat, so daß wir uns ergänzten — in der Leitung einsetzen; aber ich wollte auch den Freunden des Evangelischen Bundes Verständnis für die Bedeutung der Äußeren Mission, das ihnen zum großen Teil fehlte, öffnen.

So habe ich es erreicht, daß die Schlesische Hauptversammlung des Jahres 1929 in Waldenburg ihren Blick in die Ferne lenkte und ich das Hauptreferat über das Thema: „Auf evangelischer Wacht in der Weltmission“ halten durfte und die drohende Überflutung der deutschen evangelischen Äußeren Mission durch die in stärkstem Aufschwung begriffene katholische deutsche Äußere Mission darlegen konnte. Der Blick nach innen kam dadurch nicht zu kurz, denn Pfarrer D. Niemöller-Elberfeld, der Vater von D. Martin Niemöller, hielt am nächsten Tage die packende Festrede: „Des evangelischen Christen Ja und Nein!“

Als das Jahr 1930 dem Schlesischen Hauptverein den schweren Verlust seines Gründers (1887) und Führers, Universitätsprofessor Propst D. Hoffmann, brachte, wurde ich, der ich seit 1913 als Vertreter neben ihm gestanden hatte, vom Hauptvorstand, welcher satzungsgemäß den neuen Vorsitzenden zu wählen hatte, einstimmig zu seinem Nachfolger bestimmt — und nahm die Wahl an! Das hat bei nicht wenigen meiner Freunde Kopfschütteln erregt und sie hatten allen Grund dazu. Neben meinen Ohlauer Ämtern war ich Führer des Schlesischen Provinzialvereins für die Berliner Mission, 2. Vorsitzender der Schle-

sischen Missionskonferenz, vor allem Präses der Schlesischen Provinzialsynode und Vorsitzender des Schlesischen Provinzialkirchenrates, sowie Mitglied des Kirchensenats. Um mir trotzdem die Übernahme der Bundesführung zu ermöglichen, stellte der Hauptverein des Schlesischen Bundes den bisherigen Schriftführer, Pastor prim. *Müller-Osten* von der Königin-Luise-Gedächtniskirche in Breslau als „geschäftsführenden Vorsitzenden“ an meine Seite, der dieses Amt, dienstbereit wie immer, übernahm. Außerdem wurde zum Beisitzer des Präsidiums Pfarrer *Walter Robr-Jauer*, gewählt und zu seinem Stellvertreter Städtischer Kirchenrat Pastor prim. *Friedrich Müller* von St. Salvator in Breslau. Ich ließ mir diese Umgestaltung der Leitung des Schlesischen Hauptvereins gefallen, nicht etwa, weil ich den Ehrgeiz hatte, nach der langen Zeit des stellvertretenden Vorsitzes nun auch die Leitung zu übernehmen, sondern weil ich es im Interesse der gesamten Schlesischen Kirche für dringend erforderlich hielt, daß die letztentscheidende Bundesführung in die Hand eines Angehörigen der kirchlichen Gruppe der „Positiven Union“ gelangte; denn ich sah für die Kirche sehr kritische Zeiten heraufziehen, in denen eine theologisch möglichst rechts eingestellte Führung von allerhöchster Wichtigkeit werden konnte.

Präses der Schlesischen Provinzialsynode

Inzwischen hatte mich das Jahr 1929 auf die Höhe meines Amtslebens geführt. Die 19. Schlesische Provinzialsynode hatte mich zu ihrem Präses gewählt. Ich bekam die überwältigende Mehrheit der Stimmen, mein Gegner, der Führer der konfessionellen Gruppe Graf *Julius von Seidlitz-Sandretzky* auf Olbersdorf Kreis Reichenbach/E. nur etwa 80. Das kam mir nicht überraschend. Ich sah die Möglichkeit kommen und wünschte mir ihre Verwirklichung. Deshalb habe ich zweimal die Berufung in das Konsistorium abgelehnt. Der Posten des Präses war mir lieber als der des Konsistorialrates, weil er selbständiger und umfassender ist. Man könnte mir nachsagen, daß ich aus Ehrgeiz die Führung in der Provinzialkirche erstrebt hätte, aber die Bezeichnung „aus Ehrgeiz“ müßte ich ablehnen. Es war mehr. Die langjährige erfolgreiche Leitung großer Verbände hatte mir das Bewußtsein gegeben, daß die Führergabe meine sonst ehrlich empfundene Mittelmäßigkeit überragte, und die Mitarbeit im Provinziallandtag und auf den Synoden hatte mir gezeigt, daß ich parlamentarisches Fingerspitzengefühl besaß. So fühlte ich mich zur Kirchenleitung berufen und nahm diese Berufung aus der Hand des Herrn der Kirche. Nach meiner Kenntnis ist nur in 2 beachtlichen Publikationen von meiner Tätigkeit als Präses der Schlesischen Provinzialsynode die Rede. Die eine ist das bekannte Buch von D. Dr. *Martin Schian*: „Kirchliche Erinnerungen eines Schlesiens“ (Verlag für Sippenforschung und Wappenkunde *C. A. Starke* in Görlitz 1940). die andere die „Schlesische Kirchengeschichte“ von Lic. *Hellmuth Eberlein*, 3. Auflage. (Verlag der Schles. Evang. Zentralstelle Goslar 1952.) Beide Er-

wähnungen sind kurz genug, um hier einen Platz zu finden. Schian schreibt (S. 176), nachdem er von seinem Freundschaftsverhältnis mit meinem auch mir befreundeten Vorgänger Präses Emil *Kraeusel* gesprochen hat: „An Kraeusels Stelle wählte die Provinzialsynode 1930 (es war aber schon 1929) den Ohlauer Superintendenten Erich *Schultze* zum Präses. Mit ihm verbanden mich keine älteren Beziehungen, aber das gegenseitige Verständnis wurde gleichfalls recht gut. Er gehörte (wie auch Kraeusel) zur Gruppe der Positiven Union; wir zogen aber durchaus an *einem* Strange. Er hat mit großem Eifer das Amt versehen und das Wohl der Kirche zur alleinigen Richtschnur seines Handelns gemacht.“

Bei Eberlein heißt es unter dem Abschnitt „Führende Persönlichkeiten“, in dem die beiden Generalsuperintendenten D. Martin Schian und D. Otto *Zänker*, Konsistorialpräsident *Bender*, die Konsistorialräte *Hembd* und *Schultz*, Kirchenpräsident *D. Voss* in Kattowitz und der Leiter des Pfarrervereins Superintendent *D. Repke*-Michelau behandelt wurden: „Sup. Erich Schultze, der 2. Nachfolger Eberleins als Präses der Provinzialsynode, förderte mit warmem Herzen und mit geschickter Hand die Sache des Evangelischen Bundes wie der Berliner Mission.“

So freundlich und anerkennend für meine Person und Tätigkeit beide Äußerungen sind, bedürfen sie doch inhaltlich einer sachlichen Ergänzung, die ich allein aus intimster Kenntnis noch geben kann, da alle oben erwähnten Persönlichkeiten und alle Mitglieder meines Provinzialkirchenrates inzwischen verstorben sind, und die ich mich deshalb nolens volens zu geben entschließen muß, um der geschichtlichen Wirklichkeit zu ihrem Recht zu verhelfen, wobei ich mich der sorgfältigsten Objektivität befeißigen will und nur die Tatsachen sprechen lasse.

Schon mein 2. Vorgänger im Präsesamt, der erste geistliche Präses der Schlesi-schen Provinzialsynode Dr. Gerhard Eberlein, Superintendent in Strehlen, der Vater des Kirchenhistorikers, hatte das Bestreben, das synodale Kirchenregiment der kirchlichen Verfassung entsprechend, die er maßgeblich mitgestaltet hatte, zu verwirklichen, und durch seine imponierende Persönlichkeit und seine theologische Tüchtigkeit war es ihm weitgehend gelungen, das konsistoriale Kirchenregiment, das bis dahin noch ausschlaggebend im Leben der Kirche war, erheblich zugunsten des synodalen einzuschränken, ohne daß es zu Konflikten gekommen wäre. Sein Nachfolger Präses Emil Kraeusel, der mir sehr nahe stand, ging in seinen Bahnen, war aber zurückhaltender, um Komplikationen zu vermeiden, so daß D. Schian an der angegebenen Stelle in seinen „Erinnerungen“ von ihm schreibt: „Seine Art, die Sitzungen zu leiten, hätte wohl noch einen Schuß beschleunigender Energie brauchen können, aber sie war freundlich und sachlich. Ich denke an die Präseszeit mit Kraeusel gern zurück.“

Als ich das Präsesamt antrat, nahm ich mir vor, nach Möglichkeit das synodale Kirchenregiment auf die Höhe zu führen, die ihm verfassungsmäßig zukam

und auch etwa eintretende Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen. Ich nahm mir D. Gerhard Eberlein, der mir sehr wohlwollte, und zu dem ich in hoher Verehrung als meinem Lehrmeister aufblickte, zum Muster, so daß er mir immer vor Augend stand.

Die kirchliche Lage, die ich vorfand, war folgende: Die beiden *Generalsuperintendenten*, D. Dr. Martin Schian (Bezirk Liegnitz) und D. Otto Zänker (Bezirk Breslau und Oberschlesien), von denen Lic. Eberlein (a. a. O. S. 224) sehr zutreffend sagt, daß sie sich „beide sehr glücklich ergänzten, die Verkörperung von klarem Selbstbewußtsein und Festigkeit der eine, von Milde und Herzengüte der andere“, arbeiteten sehr einmütig miteinander und hatten die geistliche Leitung der Schlesischen Kirche in uneingeschränkter völliger Freiheit in ihren Händen. Sie hatten unbegrenzte Verkehrsmöglichkeit mit den Gemeinden und Superintendenten der Kirchenprovinz, dem Evangelischen Oberkirchenrat und dem Kirchensenat. Sie richteten nach eigenem Ermessen jeder für sich oder auch gemeinsam, nicht selten im Einvernehmen mit allen preußischen Generalsuperintendenten, die zu einem selbständigen Gremium zusammengeschlossen waren, Hirtenbriefe und Erlasse an die Kirchenprovinz. Die Generalkirchenvisitationen, die mehr und mehr den Charakter von Evangelisationen im großen Stil annahmen, waren ihre eigenste Angelegenheit, zu der aber der Synodalpräses und der Konsistorialpräsident eingeladen wurden, selbstverständlich teilnahmen und auch mitarbeiteten. So habe ich z. B. regelmäßig in beiden Sprengeln das im Rahmen der Generalkirchenvisitation nicht fehlende Missionsfest bedienen dürfen. An alledem hat sich in den Jahren 1929—1933 schlechterdings nichts geändert.

Mit dem Konsistorium waren die Generalsuperintendenten aufs engste verbunden; denn sie führten ja in demselben in zweijährigem Turnus abwechselnd den Vorsitz. Ihr ständiger Stellvertreter, der diese Vertretung „selbständig unter eigener Verantwortung“ führte, in der Paxis also Leiter der laufenden Geschäfte des Konsistoriums war, war der Konsistorialpräsident Bender. Er war ein liebenswürdiger Mann von angenehmsten Umgangsformen und ohne jede Prätension. Das Konsistorium war in erster Linie Aufsichtsbehörde für die Kirchengemeinden der Kirchenprovinz. Außerdem hatte es die Beschlüsse der Generalsuperintendenten und des Provinzialkirchenrates durchzuführen. Insofern war es Organ der Provinzialsynode. Diese Stellung erkannte Präsident Bender loyal an. Das Gesamtkollegium des Konsistoriums stand, wie mir durch die enge Beziehung mit meinem Jugendfreund Konsistorialrat Paul Hembd und jahrzehntelange Freundschaft mit dem Geheimen Konsistorialrat *Schulz* nicht verborgen blieb, der Einrichtung des Provinzialkirchenrates skeptisch bis ablehnend gegenüber. Dadurch wurde aber mein persönliches Verhältnis zu den Herren nicht berührt, sondern war durchaus freundschaftlich und kollegial.

Zu diesen beiden altgewohnten Gremien kam nun durch die Verfassungs-
urkunde für die Evangelische Kirche der altpreußischen Union von 1924 als
ein Drittes an Stelle des bisherigen sogenannten „Erweiterten Konsistoriums“
der Provinzialkirchenrat, und diese Drei mußten sich nun, wie es D. Dr. Schian
ausdrückte „nach den neuen Bestimmungen miteinander einleben“. Dieser Pro-
vinzialkirchenrat hatte 15 Mitglieder, wozu in Schlesien, um eine besondere
Vertretung für Oberschlesien zu ermöglichen, ein 16. hinzukam. Von ihnen
waren geborene Mitglieder: Der Präses der Synode, die beiden Generalsuper-
intendenten und der Konsistorialpräsident. Dazu kamen 8 von der Provinzial-
synode gewählte Mitglieder und 4 des Konsistoriums, von denen eines der
Oberkirchenrat bestimmte, das andere der Konsistorialpräsident für den ein-
zelnen Fall, während die beiden anderen vom Konsistorium erwählt wurden.

Der Provinzialkirchenrat tagte, so oft ihn der Präses zusammenrief. Die Tages-
ordnung jeder Sitzung wurde gemeinsam vom Präses und Konsistorialpräsi-
denten aufgestellt. Die Referenten für die einzelnen Punkte — meist Mitglieder
des Konsistoriums — wurden auch zur Zeit Kraeuels selbständig vom Kon-
sistorialpräsidenten bestimmt. Da schaltete ich mich ein, weil ich die Einstel-
lung der Herren Räte genau kannte, und wenn ich mit dem Vorschlag des
Konsistorialpräsidenten nicht einverstanden war, ging er bereitwillig auf meine
Wünsche ein. Die Herren Referenten mußten mir vor jeder Sitzung berichten,
in welchem Sinne sie den von ihnen zu bearbeitenden Gegenstand der Tages-
ordnung behandeln und welchen Beschlußantrag sie stellen würden. Die älteren
Herren suchte ich in ihren Dienstzimmern auf, die jüngeren kamen zu mir auf
mein Präseszimmer. So ging ich wohl gerüstet der Sitzung entgegen.

Die wichtigste Neuerung, die ich einführte, beruhte auf dem Tatbestand, daß
die synodalen Mitglieder des Provinzialkirchenrates die Mehrheit in ihm hat-
ten — wenn sie einig waren. Auf dieser Einmütigkeit beruhte ihre Macht. Diese
war aber keine Selbstverständlichkeit, denn sie gehörten ja 4 verschiedenen
Gruppen der Provinzialsynode an: 3 den Konfessionellen, 4 der Positiven
Union, 1 der Evangelischen Vereinigung und 1 der Freien Evangelischen Ver-
einigung. Ihre Einmütigkeit zustande zu bringen, sah ich als meine vornehmste
Aufgabe an, und sie gelang. Wir sahen alle von jeder fraktionellen Sonder-
einstellung ab und machten allein das Gesamtwohl der Kirche zu unserer ge-
meinsamen Richtschnur. So zogen wir unbeschadet der Gruppenzugehörigkeit
alle an einem Strange. Am Vorabend der offiziellen Provinzialkirchenrats-
sitzung, die morgens 9 Uhr im Sitzungssaal des Konsistoriums gehalten wurde,
kamen wir, nur die synodalen Mitglieder, zu einer geschlossenen Sondersitzung
zusammen und arbeiteten die ganze Tagesordnung sorgfältig durch bis wir uns
Punkt für Punkt auf seine Behandlung geeinigt hatten. Wenn mich meine
Erinnerung nicht täuscht, ist es uns nur zweimal in den 4 Jahren nicht gelun-
gen, zum Einvernehmen zu gelangen und dann wurde der fragliche Punkt von

der Tagesordnung abgesetzt. Nach dieser Vorarbeit hat die synodale Seite des Provinzialkirchenrates bei allen Beschlüssen, die er faßte, die Mehrheit gehabt und ihre Meinung durchgesetzt. So hat in meiner Präseszeit tatsächlich die Provinzialsynode durch ihren kirchenregimentlichen Ausschuß die schlesische Kirche regiert, soweit ihr das verfassungsmäßig zustand.

Bei diesem Tatbestand ist es erklärlich, daß kein Geringerer als Generalsuperintendent D. Dr. Schian in der Zeit seines Ruhestandes mehr als einmal ausgesprochen hat, daß in der Periode von 1929 bis 1933 das synodale Kirchenregiment in Schlesien seinen Höhepunkt erreicht habe, und ich darf wohl wagen, hinzuzufügen, allein in Schlesien; denn aus anderen Provinzen der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union ist bisher wenigstens Ähnliches nicht bekannt geworden.

In meiner Erinnerung liegen diese Jahre hinter mir wie ein glückliches Paradies ohne Schlange und Apfel; denn mir lag die Leitung der Kirche und erfüllte mich mit der frohen Befriedigung erfolgreicher Arbeit. Daß mir eine weitere Amtsperiode nicht beschieden war, ist der Schmerz meines Lebens und wird es bleiben bis zuletzt. Die Schuld daran trägt nicht die schlesische Provinzialkirche, sondern allein der Nationalsozialismus und seine Kirchenpolitik.

Davon muß ich leider nun noch reden; denn er hat meinem Leben den ärgsten Stoß versetzt und mich aus einer Bahn geworfen, die einem Höhenweg glich, über dem die ungetrübte Sonne leuchtete und mich in eine Sturmzone mit schweren Kämpfen und häßlichen Erlebnissen gestürzt, die mir nun das Dasein verbitterten.

Begegnung mit Nationalsozialisten und Deutschen Christen

Das erste Zusammentreffen mit den Nationalsozialisten hatte ich auf dem Schlesischen Provinziallandtag, wo sie bereits mit einer kleinen Gruppe vertreten waren. Um dieselbe zu einer Fraktion auszubauen, warben sie bei allen Abgeordneten um Mitgliedschaft, wofür nur die Bürgerlichen in Betracht kamen, denn von den Marxisten wollten sie nichts wissen. Sie haben sich auch um mich bemüht; ich habe ihnen aber die kalte Schulter gezeigt. Ihre Vertreter im Landtag konnten mir kein Vertrauen abgewinnen. Ihr übersteigter Nationalismus und ihr fanatischer Antisemitismus stießen mich ab. Ich fühlte in ihnen Menschen, denen alles zuzutrauen war, was sich ja später als nur zu richtig erwiesen hat. Gegen „Religion“ waren sie nicht feindlich gesinnt, aber um „Kirche“ kümmerten sie sich nicht. Das kam erst später, als Adolf Hitler das „Positive Christentum“ proklamierte, dem ich von Anfang an schwer mißtraute, weil ich in ihm nur eine Leimrute sah, um Gimpel zu fangen. Die sorgfältige Lektüre von Hitlers „Mein Kampf“ und Rosenbergs „Mythos“ haben mich zu entschiedenem Gegner des Nationalsozialismus gemacht. Als „Vater

Hindenburg“ die Machtergreifung ermöglichte und begrüßte, war ich bei aller Verehrung für den Reichspräsidenten nicht in der Lage, in die Begeisterung einzustimmen. Als nach derselben die SA und die SS geschlossen an den Gottesdiensten teilnahmen und eine große Anzahl von Parteigenossen in die Kirche eintraten und Taufen und Trauungen nachholten, habe ich meinen hochverehrten Freund D. Zänker — leider vergeblich — davor gewarnt, dem seinen Segen zu geben, weil ich die Hoffnung nicht teilen konnte, daß das „Dritte Reich“ den antikirchlichen und antichristlichen Geistern der Zeit Einhalt gebieten würde. Daß das kein unfreundliches Vorurteil war, zeigte sich nur zu bald, als die nationale Erhebung in die national-sozialistische Revolution ausartete, die durch die „Deutschen Christen“ auch in die Kirche hineingetragen wurde.

Mit dieser „Glaubensbewegung Deutsche Christen“, deren Anfänge schon vor der Machtergreifung liegen, bin ich so früh, wie kein anderer, bekannt geworden, weil ihr Begründer, Pfarrer Joachim *Hossenfelder* in Berlin, bei mir in Ohlau Lehrvikar war und ich mit ihm immer in Verbindung geblieben war, weil er sich als Vikar recht ordentlich erwies und in meiner Familie sehr wohlgefühlt hatte, so daß er wie ein Kind im Hause war.

Hossenfelder war erst Pfarrer mehrerer Gemeinden in Schlesien, hatte sich aus nationaler Begeisterung den Nationalsozialisten angeschlossen, war inzwischen nach Berlin gekommen und zum Vorsitzenden des kulturpolitischen Reichsausschusses der Nationalsozialistischen Partei ernannt worden. Als er seine „Richtlinien für die Deutschen Christen“ entworfen hatte, schickte er mir den ersten Abzug derselben aus seiner Schreibmaschine nach Ohlau, damit ich sie „als sein Lehrmeister“ begutachten sollte. Ich bin daraufhin sofort zu ihm nach Berlin gefahren und habe mit ihm in vielstündiger ernster Aussprache die „Richtlinien“ durchgearbeitet. Ich konnte ihnen meine Zustimmung selbstverständlich nicht geben, da ich in ihnen die Keime einer verhängnisvollen innerkirchlichen Entwicklung sah, eine Befürchtung, die die Zukunft nur zu sehr bestätigen sollte. Wir sind in aller Freundschaft geschieden, aber er hat sich zu meinem Kummer nicht warnen lassen und seine „Richtlinien“ veröffentlicht. Ihr Bekanntwerden machte naturgemäß in Schlesien besonderes Aufsehen und hundertprozentige Nationalsozialisten begrüßten sie begeistert und setzten sich alsbald für sie ein, so die Pfarrer *Zarnikow*, *Grießdorf*, *Fuchs* und Sup. a. D. *Jenetzky*. Diese Männer bewegten sich in einem klaffenden Widerspruch: Sie standen mit beiden Füßen in der nationalsozialistischen Partei und gingen mit ihr durch Dick und Dünn, betonten aber immer wieder, daß sie die Politik nicht in die Kirche bringen wollten. Ich habe immer wieder versucht, sie dieses krassen Widerspruches zu überführen; denn Sup. *Jenetzky* hat mich mehr als einmal in Ohlau besucht, und ich habe warnend meine Stimme erhoben; sie waren aber unbelehrbar. Trotzdem blieb ihre Tätigkeit nicht ohne Erfolg, wenn er zunächst auch nicht groß war. Es gelang ihnen, unter Pfarrern

und Lehrern Anhänger zu gewinnen. Selbst Superintendenten schlossen sich ihnen an, so der wissenschaftlich bedeutende *D. Repke* in Michelau, mein alter Freund *Rudolf Müller* in Kreuzburg, *Peisker* in Schweidnitz und der treffliche *Herbert Baum* in Leobschütz, so daß es in den Ephorenkonferenzen die schwersten Auseinandersetzungen gab, die ich in zwanzig Jahren erlebt habe. Zur kirchlichen Machtergreifung der Deutschen Christen in Schlesien kam es aber erst durch den Eingriff des Staates, der am 23. Juni 1933 für die Preußische Union „Staatskommissare“ einsetzte, die freilich nur bis zum Herbst ihr Regiment ausüben konnten, wo sie durch das Eingreifen *Hindenburgs* wieder zurückgezogen wurden. Die Zeit aber hatte genügt, um Generalsuperintendent *D. Dr. Schian* widerrechtlich abzusetzen und meine Stellung als Präses ins Wanken zu bringen. Die für den 23. Juli anberaumten überstürzten Wahlen zu den kirchlichen Körperschaften brachten den *D. C.*, da ihnen Rundfunk und Presse zur Verfügung standen und die Freiheit der Wahl trotz aller Versicherung nicht innegehalten wurde, eine überwiegende Mehrheit in den einzelnen Gemeinden, deren Auswirkung war, daß auch die Wahlen zur neuen Provinzialsynode eine überragende Mehrheit für sie ergab.

Diese 20. Schlesische Provinzialsynode tagte am 3. August 1933. Sie steht in der Geschichte der Schlesischen Kirche da als die *braune Synode*; denn die meisten Abgeordneten waren in brauner Uniform erschienen und selbst Männer vom Format eines *D. Repke* trugen am Ärmel ihres würdigen Lutherrockes eine knallige Hakenkreuzbinde. Ihre Mitglieder waren längst nicht alle, aber in der Mehrzahl, „Deutsche Christen“ oder Geistliche und Laien, welche ihren Frieden mit der Staatskirche gemacht und ihr keine Opposition entgegen gestellt hatten. Es war von Anfang an kein Zweifel, daß sie bei allen Abstimmungen die Mehrheit haben und der Synode ihr Gepräge aufzwingen würden.

Die Tagesordnung der Synode war von dem bisherigen Präses und dem Herrn Konsistorialpräsidenten selbstverständlich völlig der Verfassung entsprechend aufgestellt worden, wurde aber nicht durchgeführt. Es wurde nur eine einzige Sitzung abgehalten. Der Mehrheit der Synode lag nicht an den Werken der Kirche und ihren Lebensäußerungen, sondern lediglich an der Machtergreifung der Verwaltung durch die „Deutschen Christen“ und die Eingliederung der Schlesischen Kirche in die Staatskirche. Die Synode nahm von den Werken der Kirche keine Notiz. Die Fachvertreter für Äußere Mission (Pfarrer *Hornig-Breslau*), Innere Mission, dem *Gustav Adolf-Verein*, dem *Evangelischen Bund* usw. kamen nicht zu Worte. Somit fehlen diese Berichte. Wenn in den „Verhandlungen“ noch der Tätigkeitsbericht des Provinzialkirchenrates und der Herren Generalsuperintendenten und der Bericht des Evangelischen Konsistoriums über seine Tätigkeit seit der letzten Provinzialsynode 1929 und über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens in der Kirchenprovinz zum Ausdruck gelangt sind, so ist dies nur dem Konsistorium und

seinem Präsidenten zu verdanken. Die Verfassungsmäßig unumgänglichen Wahlen wie die des Präses, der Mitglieder des Provinzialkirchenrates, der Abgeordneten zur Generalsynode, der Mitglieder des Rechtsausschusses, Spruchkollegium usw. und ihrer Stellvertreter erfolgten sämtlich „durch Zuruf, ohne Widerspruch“.

Von Beschlüssen wurde nur: „Durch einstimmigen Beschluß der Provinzialkirchenrat ermächtigt zur selbständigen Erledigung der Haushalts- und Rechnungssachen und der sonstigen an sich der Beschlußfassung unterliegenden Angelegenheiten, so weit deren Erledigung dringlich ist.“

Welcher Geist diese Synode beherrschte, zeigen folgende Stellen aus dem mageren Protokoll: „Als der neu gewählte Präses Jenetzky seine Platz als Vorsitzender einnimmt, bringt Synodaler *Huebenett* ein dreifaches „Sieg Heil“ auf ihn aus, in das die Synode einstimmt.“ Unter Punkt 9 der Tagesordnung „wird um eine Sammlung für die SA gebeten“. Das Protokoll schließt mit dem Absatz: „Nach einem dreifachen „Sieg Heil“ auf den Volkskanzler werden die 1. Strophe des Horst Wessel-Liedes und zwei Strophen von „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen. Nach kurzem Gebet schließt der Präses die Synode.“

Ein prominenter Vertreter der braunen Synode, ihr stellvertretender Präses und Mitglied des nunmehr an der Macht befindlichen Provinzialkirchenrates faßte sein Urteil im braunen Jargon in dem Satz zusammen: „Das war eine zackige Synode!“

Meine Amtsentsetzung

Schon mit der Herrschaft der Staatskommissare hatten Eingriffe der Polizei und Gestapo eingesetzt und sich eine erste Epoche des Kirchenkampfes entwickelt, die sich in Verdächtigungen, Verhören, Maßregelungen und Festsetzungen von andersgesinnten Pfarrern äußerte. Davon wurde ich nun auch bedroht und betroffen. Man begnügte sich nicht damit, mich aus der Kirchenleitung ausgeschaltet zu haben, sondern betrieb meine völlige Amtsentsetzung. Es liegt mir daran, ausdrücklich festzustellen, daß sich Joachim Hossenfelder daran nicht nur nie beteiligt, sondern alles getan hat, was ihm nur möglich war, mich in meinen Ämtern zu erhalten. Zum Vorkämpfer meiner Absetzung machte sich mein nächster Amtsgenosse, Pfarrer Georg *Kliesch*, den ich auf seinen Wunsch selbst nach Ohlau gebracht hatte. Er hetzte die Gemeinde gegen mich auf, machte die Mehrheit meines Gemeindekirchenrates zu „Deutschen Christen“ und beteiligte sich auch wider besseren Wissens an den Verdächtigungen und Verleumdungen, die wie üblich als Kampfmittel gegen mich erhoben und verbreitet wurden. Als ihn Hossenfelder bestimmen wollte, von dem Kampf gegen mich abzustehen, erklärte er, wenn D. Schian und Schultze in ihren Ämtern bleiben, sei ein totaler Sieg der D. C. in Schlesien ausgeschlossen.

Er hat sich später gerühmt, D. Dr. Schian und mich unmöglich gemacht zu haben und werde auch D. Zänker stürzen, hat aber damit nicht erreicht, die Herrschaft der D. C. in Schlesien zu vollenden; denn schon waren Pfarrernotbund, Bruderräte und Bekennende Kirche an der Arbeit und begannen ihren Siegeslauf.

Als mir die gegen mich ausgestreuten Verdächtigungen zu Gehör kamen, habe ich sofort an das Konsistorium den Antrag gestellt, eine Disziplinaruntersuchung gegen mich zu eröffnen, bekam aber, als schon Dr. Fürle das Konsistorium leitete, die Antwort, daß die Behörde eine Disziplinaruntersuchung gegen mich ablehnte, weil dazu keinerlei Grund vorliege. Das hinderte aber nicht, daß auch das Konsistorium meine völlige Ausschaltung wünschte und betrieb. Weil seine Mitglieder mir trotz aller Meinungsverschiedenheit freundschaftlich gegenüberstanden, sollte meine Entfernung ohne Verunglimpfung und persönliche Kränkung erreicht werden. Zunächst versuchte man, mich durch eine Zwangsmaßnahme mürbe zu machen. Am 6. September 1933 erschien Konsistorialrat Hembd in Ohlau und eröffnete mir dienstlich, daß die Mehrheit des Konsistoriums beschlossen habe, mir von Stunde an die Vornahme jeder Amtshandlung zu verbieten, und bestürmte mich, auch im Namen von Präsident Bender, Geheimrat Schulz, Konsistorialrat Riehm und selbst Dr. Fürle, selber meine Pensionierung zu beantragen, was ich zunächst rund ablehnte. Darauf bot man mir an, die Superintendentur der Synode Löwenberg II mit dem Sitz in Flinsberg zu übernehmen. Ich entgegnete: Wenn ich in Flinsberg Superintendent sein dürfe, könnte ich es auch in Ohlau bleiben und lehnte die Versetzung ab.

Die erzwungene Tatenlosigkeit machte mich aber schließlich mürbe, so daß ich mich zu einer ärztlichen Untersuchung bereit erklärte, die feststellen sollte, ob ich noch dienstfähig oder pensionsreif sei. Der Brieger Amtsarzt fand mich zunächst völlig gesund, entdeckte aber dann einen Gehördefekt, der wohl bald schlimmer werden und eine Dienstbehinderung herbeiführen könne. Daraufhin erklärte sich das Konsistorium in der Lage, mich in den Ruhestand zu versetzen und bat um Aufgabe meines Widerspruches, weil es mich sonst vor der Abführung durch die Geheime Staatspolizei in ein Konzentrationslager nicht schützen könne. So wurde ich dann am 31. Dezember 1933 in den Ruhestand versetzt und habe das stets als eine Zwangspensionierung angesehen, die es auch war. Daß ich mir das habe gefallen lassen und es nicht darauf ankommen ließ, ob ich wirklich ins Konzentrationslager kommen würde, empfinde ich noch heute als einen Vorwurf, der mich täglich in die Buße treibt.

Da ich die Aussicht nicht ertragen konnte, auch Weihnachten neben meiner Kirche zu sitzen, nicht nur die Glocken, sondern auch die Orgel und den Gemeindegesang in meinem Amtszimmer zu hören, ohne amtieren zu dürfen, verlegte ich schon am 1. Dezember 1933 meinen Wohnsitz nach Breslau. Mein Fortgang aus Ohlau geschah völlig sang- und klanglos. Nur einige treue

Freunde drückten mir die Hand. Die Gemeinde nahm keinerlei Anteil. Ich habe ihr das nicht übel genommen; denn sie war aus Furcht vor Terror nicht in der Lage, sich zu mir zu bekennen. Ich nahm das als Folge von mancherlei Versäumnissen, die ich mir doch namentlich in persönlicher Seelsorge hatte zu schulden kommen lassen, weil mir dazu bei meinen kirchenregimentlichen und gesamtkirchlichen Pflichten einfach die Zeit und die Kraft fehlten, und habe es demütig und bußfertig getragen.

Folgen meiner Amtsenthebung

Meine Absetzung, denn so wurde meine Pensionierung völlig zutreffend überall verstanden, hatte natürlich auch für meine Führung in den großen Verbänden ihre Folgen.

Um den Evangelischen Bund vor einer Belastung durch meine umstrittene Person zu bewahren, legte ich den Vorsitz nieder. Eine meiner letzten Amtshandlungen war die schmerzliche Mitteilung an den Hauptvorstand von dem Ausscheiden des Generalsuperintendenten Professor D. Dr. Martin Schian aus dem Evangelischen Bunde und die wehmütige Aufgabe, dem hochverdienten Manne für die zahllosen wichtigen Dienste, die er dem Evangelischen Bunde in mehr als 35 Jahren von seinen Pfarrämtern in Dalkau, Görlitz, Breslau über die Professur in Gießen bis zur Generalsuperintendentur des Sprengels Liegnitz mit Wort und Tat erwiesen hatte, ehrerbietigsten Dank zu sagen.

Der Hauptvorstand, dem es oblag, dem Schlesischen Bunde unter den veränderten Zeitverhältnissen einen neuen Vorsitzenden zu geben, wählte den Superintendenten Walter *Rohr* in Jauer zum ersten Vorsitzenden. Pastor prim. Müller-Osten und Dr. *Ludwig* behielten ihre Ämter als Schriftführer und Schatzmeister. Der bisherige Vorsitzende wurde einstimmig in das Präsidium wiedergewählt. Das ließ ich mir gern gefallen, denn einmal hing mein Herz an der Bundesarbeit und vor allem erhielt ich damit die Möglichkeit, den Bund im Kirchenkampf in den Bahnen des Bekenntnisparagraphen seiner Satzungen zu erhalten und vor einem Hinübergleiten in das Fahrwasser der Deutschen Christen, wenn irgend möglich, zu bewahren. Die Gefahr dieser Möglichkeit war für den Eingeweihten nicht zu verkennen. Nicht wenige Mitglieder des Bundes und Führer bedeutender Zweigvereine waren zu den Deutschen Christen übergegangen. Von Müller-Osten weiß ich, daß er Mitgliederbeiträge an die Deutschen Christen gezahlt hat, ohne jedoch jemals eine Mitgliedkarte zu bekommen. Auch Rohr bedurfte der Stützung. Weil ihm nichts mehr am Herzen lag als die Verpflichtung, dem Deutschen Volke seine evangelische Kirche als Volkskirche zu erhalten, hielt er eine volksnahe Kirche für unbedingt nötig. So waren die Entschlüsse, welche dem Präsidium unter Rohrs Führung

zufielen, schwer und entscheidend, so daß ich es oft nicht leicht hatte, ihn durch unsere enge Freundschaft vor übereilten Beschlüssen zu bewahren, bis ihn das erschreckende Ereignis der „Sportpalastkundgebung“ von seinen Illusionen befreite und er sich davon überzeugen mußte, daß *die* Volkskirche, die er von den Deutschen Christen wünschte, von ihnen nicht zu erwarten war. Mit der ihm eigenen Entschlußkraft hat er dann nach dieser Einsicht und Erkenntnis den schlesischen Bund geführt. Als Führer des zweitgrößten Hauptvereins im Reiche gewann er auch im Zentralvorstande, dem er von den großen Jahresversammlungen in Berlin und den Reichstagen kein Unbekannter war, für den Gesamtbund bestimmenden Einfluß. An der Umstellung der Politik des Gesamtbundes und dem Rücktritt des Präsidenten *D. Conze* auf der Reichstagung in Breslau im Oktober 1934 hat seine Einstellung zum Kirchenkampf und seine Rede in der Festversammlung im großen Saal des Konzerthauses „Deutsch und Evangelisch“ bedeutsamen Anteil gehabt. Über das erste Jahr seiner Bundesführung in Schlesien hat er auf der Wintertagung des Bundes am 11. Dezember 1934 in Breslau selber Rechenschaft abgelegt in einer Rede über „*Die Kirchenlage*“, die einmütig gebilligt wurde. Sie ist das bedeutsamste Dokument des Schlesischen Bundes aus dem Krisenjahr 1934 und ist durch Veröffentlichung der breitesten Öffentlichkeit bekanntgemacht worden. In dieser Rede hat Walter Rohr das Tisch Tuch zwischen dem Evangelischen Bunde in Schlesien und der Glaubensbewegung Deutsche Christen endgültig zerschnitten und sich mit dem Bunde hinter den Bischof von Breslau, *D. Otto Zänker*, gestellt. Der schlesische Hauptverein hat so den Ruhm, daß er sich als erster aller Hauptvereine des Gesamtbundes klar und deutlich für die „Bekennende Kirche“ erklärte. Es ist mir noch heute ein Gegenstand des Dankes und der Freude, daß ich dazu ganz wesentlich habe mithelfen können. Ich habe dann später im Jahre 1937 in meiner Jubiläumsschrift „Der Evangelische Bund in Schlesien 1887—1937“ Rohrs Rede vom 11. Dezember 1934 über „*Die Kirchenlage*“ in ihrem ganzen Umfange der Geschichte erhalten wollen, aber der Herausgeber, Bundesdirektor v. d. *Heydt*, hat sie streichen müssen, weil sonst die Druckerlaubnis nicht erteilt worden wäre!

Wenn es damals nach dem Wunsche von Missionsdirektor *D. Siegfried Knak* gegangen wäre, hätte ich nach meiner Abdankung auch auf den Vorsitz im Schlesischen Provinzialverein für die Berliner Mission verzichtet; das aber hielt ich nicht für nötig, weil ich davon überzeugt war, daß die Mitglieder des Provinzialvereins so gut wie hundertprozentig der BK angehörten. Ich überließ die Entscheidung meinem Vorstande, der sich in einer bewegten Sitzung, an welcher auch zwei Vertreter des Berliner Missionshauses teilnahmen, sehr energisch und temperamentvoll für mein Bleiben entschied. So bin ich denn geblieben und habe den Vorsitz bis 1937 in meiner Hand behalten und die Hauptversammlungen in Lauban (1934), Trebnitz (1935), Kreuzburg O/S (1936), bis zur 50jährigen Jubelfeier in Breslau (1937) geleitet.

Auch den stellvertretenden Vorsitz in der Schlesischen Missionskonferenz habe ich beibehalten, weil der überlastete Vorsitzende, Bischof D. Zänker, dringend der Mithilfe bedurfte. Besonders nachdem er durch den 2. Weltkrieg seines vortrefflichen Schriftführers, Konsistorialrat Dr. Dr. Joachim *Bunzel*, beraubt war, habe ich auch den Schriftführerposten übernommen und die Hauptversammlungen von 1939—1942, die sämtlich in Breslau stattfanden, in seinem Auftrage vorbereitet und teilweise geleitet, ohne daß der Missionskonferenz Schaden daraus erwachsen wäre. Heute nach fast 15 Jahren ist es uns bedeutsam, daß wir 1942 den zeitweiligen Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, Bischof D. Dr. *Lilje*, in Breslau gehabt haben, der uns einen geistesmächtigen Vortrag über das Thema: „Bilanz der Mission“ (das Selbstverständlich von Kirche und Mission im Lichte der gegenwärtigen Lage) als würdigen Abschluß der Arbeit der Schlesischen Missionskonferenz auf ihrer letzten Generalversammlung hielt.

Zwölf Jahre in Breslau

Es erschien mir stets als eine besonders freundliche Führung, daß meine erste Wohnung in Breslau in der Arletiusstraße in unmittelbarer Nähe des Diakonissenmutterhauses Lehmgruben lag, das mir seit langem wohlbekannt war. Dort war die 2. Pfarrstelle unbesetzt, weil die Anstalt das Gehalt für einen 2. Geistlichen nicht mehr aufbringen konnte. Da mir die Arbeit mit Diakonissen durch jahrzehntelanges Zusammenwirken mit Gemeindegewestern und zwanzigjährige Mitleitung der „Ohlau-Strehleiner Synodaldiakonie“ wohl vertraut war, faßte ich den Gedanken, diese Arbeit zu übernehmen. Bei einem Besuch in Lehmgruben bot ich mich an, die Verwaltung der zweiten Pfarrstelle unentgeltlich zu übernehmen, bloß, damit ich wieder eine Arbeit hätte. Das Anerbieten wurde von der Frau Oberin, Diakonisse Ida von *Matthiessen*, und dem Vorsteher, Pfarrer Hugo *Kaluba*, freudig begrüßt und mir wurde als Entgelt sogar die Differenz zwischen meiner Pension und dem Höchstgehalt des zweiten Pfarrers angeboten, was zurückzuweisen, ich keinen Grund sah. Die Übernahme der Arbeit wurde zwischen uns nur mündlich vereinbart, ohne jede schriftliche Festlegung, was beide Teile in mehr als zehnjähriger Verbundenheit auch nicht einen Augenblick bereut haben. Das Konsistorium wurde mit der Angelegenheit überhaupt nicht befaßt, woraus es sich erklärt, daß ich im amtlichen „Verzeichnis der evangelischen geistlichen Stellen und ihrer Inhaber“ von 1938 nicht erwähnt werde.

Am 1. April 1934 trat ich meinen Dienst an, der in folgenden Tätigkeiten bestand: Leitung des Kindergottesdienstes, der einen sehr guten Besuch hatte, weil er vom Kindergarten und den Schulen gefördert wurde, sonntäglicher Gottesdienst im Saal des Diakonissenkrankenhauses Bethesda in der Gustav-

Freytag-Straße, jeden zweiten Sonn- und Festtag in der Kapelle des Diakonissen-Mutterhauses Lehmgruben den Gottesdienst für die Gemeinde, Unterricht der Probeschwestern, Kirchengeschichtsunterricht im Kindergärtnerinnenseminar, Vorträgen bei Schwesternabenden und sonstigen Veranstaltungen, die Krankenhausseelsorge in „Bethesda“, die Seelsorge im Schwestern-Feierabendhaus „Gottestreue“ in der Strehleiner Straße mit monatlichen Bibel- bzw. Missionsstunden. Mit meinen nächsten Amtsbrüdern, Pfarrer Hugo Kaluba und dem Direktor der Lutherschule, Pfarrer Walter Hafa, lebte ich von Anfang an im besten Einvernehmen und bald enger Freundschaft. Die Arbeit machte mir viel Freude und wurde mir immer lieber. Das ging ungestört bis zum Jahre 1939. Als da je länger je mehr der Krieg auszubrechen drohte, und Pfarrer Hugo Kaluba als Offizier des 1. Weltkrieges seine Einberufung zum Heeresdienst befürchten mußte, faßte das Kuratorium der Lehmgrubener Diakonissenanstalt den Beschluß, die zweite Pfarrstelle wieder zu besetzen und berief Pfarrer Justus Günther aus Spreewitz in der Oberlausitz in dieselbe. Damit wäre meine Verwaltung der 2. Pfarrstelle erledigt gewesen. Allein ehe sich Pastor Günther eingearbeitet hatte, wurde er zum Wehrdienst einberufen, so daß mir die bisherige Arbeit verblieb, ehe ich sie niedergelegt hatte. Dann kam das Unheil, daß Pastor Hugo Kaluba am 1. Advent 1939 auf einer Dienstreise durch einen tödlichen Autounfall aus seiner gesegneten Wirksamkeit herausgerissen wurde. Ich habe mit schwerem Herzen die Trauerfeiern für ihn im Mutterhaus, in Bethesda und in der „Gottestreue“, sowie seine Beisetzungsfestfeier in der Salvatorkirche und auf dem Friedhof gehalten, aber seinen Dienst konnte ich wegen meiner Anonymität nicht übernehmen. Hierfür wurde Pfarrer Theodor Schmidt aus Niesky, der Leiter des dortigen Diakonissenmutterhauses „Emmaus“ der Brüdergemeinde gewonnen, der alsbald die Leitung von Lehmgruben übernahm. Ich blieb ihm zur Seite, und wir waren bald eng befreundet. Da Schmidt der Brüdergemeinde angehörte, erweiterte sich mein Dienst noch dadurch, daß ich sämtliche Abendmahlsfeiern bei den Schwestern und in den Gemeindegottesdiensten übernahm und bis zuletzt gehalten habe, was mir natürlich eine besondere Herzensfreude war.

So haben wir, Schmidt und ich, die Arbeit von Lehmgruben fortgeführt, solange es uns das Dritte Reich ermöglichte. Wir trugen gemeinsam die immer ernster werdende politische Lage, die immer zunehmende Totalität des Staates, die wachsende Kirchenfeindschaft der NSDAP und die immer unverhüllter zu Tage tretende brutale, unmoralische und unmenschliche Gewaltherrschaft des „Führers“, wichen aber nicht von unseren Plätzen, bis der Zwang der Ausweisung eintrat.

Ehe ich zum Abschluß komme, soll nicht unerwähnt bleiben, daß ich natürlich in Breslau auch am Leben der „Bekennenden Kirche“ Anteil nahm. Ich predigte das schlichte Gotteswort, so gut es mir gegeben war, ohne politischen Beigeschmack, beteiligte mich aber an den Aktionen der Bekennenden Kirche im

Gottesdienst und auf der Kanzel durch Verlesung der Abkündigungen des Bruderrates und an sonstigen Kundgebungen. Nicht selten kamen Gemeindeglieder, namentlich Männer, am Sonntagnachmittag und erkundigten sich, ob ihr alter Pastor schon verhaftet sei. Ich war oft darauf gefaßt, aber ich bin nie belästigt oder verhört worden. Offenbar hat man die Predigtstätigkeit im Mutterhaus und in Bethesda für so bedeutungslos gehalten, daß man sie nicht „abhörte“ oder bespitzelte, und „Anzeigen“ bin ich nie zum Opfer gefallen. Als sich die Schlesische Bekennende Kirche in „zwei getrennte Heeresäulen mit dem gleichen Ziel und auf dem gleichen Fundament“ (Lic. Hellmut *Eberlein*) teilte, schloß ich mich der sogenannten „Christophorisynode“ an, ohne innerlichen Gegensatz zur „Naumburger Synode“.

Da meine Mitarbeit in Lehmgruben meine Zeit nicht ganz in Anspruch nahm, ergab ich mich auch der Schriftstellerei. Ich schrieb zunächst eine Biographie von Paul *de Lagarde* und verfaßte dann ein ausführliches Manuskript über Johann Amos *Comenius* als „Bahnbrecher des evangelischen Missionsgedankens im deutschen Osten“, vor allem aber sammelte ich das mir reichlich zur Verfügung stehende Material zu einer Schlesischen Missionsgeschichte.

Abschied aus Breslau

Am 22. Januar 1945 war der schwarze Tag gekommen, an dem ich Breslau verlassen mußte; denn die Stadt wurde zur Festung erklärt, die bis auf den letzten Mann verteidigt werden sollte, und die Zivilbevölkerung war angewiesen, sie zu räumen. Schon am 20. Januar war meine jüngste Tochter Margarete, die Assistenzärztin im Stadtkrankenhaus in Namslau war, mit ihrem Chef auf dem Motorrad zu uns geflüchtet, weil ihnen die Russen auf den Fersen waren.

Am 22. früh verließ ich mit meiner Frau und meiner Tochter unsere schöne Wohnung im Vorderhaus der Lutherschule in der Neudorfstraße. Am schwestern machte mir den Abschied der Verlust meiner schönen Bibliothek mit rund 3000 Bänden und zahllosen Broschüren, den ich niemals verschmerzen werde.

Mit dem Verlassen Breslaus nahm mein Dienst in der Schlesischen Kirche ein schmerzliches Ende. Wir flüchteten zu meinem Schwiegersohn, Pfarrer Lic. Wilhelm *Kunze*, der in Kleinbiesnitz bei Görlitz Vorsteher der Oberlausitzer Synodaldiakonie ist. Er hatte im Jahre 1941 seine erste Frau, unsere älteste Tochter Dorothea, durch den Tod verloren und 1943 unsere zweite Tochter Liselotte geheiratet, und unsere Kinder hatten sich bereit erklärt, uns aufzunehmen. Auch unsere dritte Tochter Erika, welche Studienrätin in Glatz war, fand hier im Oktober desselben Jahres vorübergehend liebevolle Aufnahme.

Weil es Gott, dem Herrn gefallen hat, meine Wirksamkeit in der Schlesischen Kirche wenigstens an ihren Höhepunkten nicht ganz nebensächlich und spurlos bleiben zu lassen, habe ich mich auf Wunsch der Kirchenleitung der Schlesischen Kirche in Görlitz dazu bereit erklärt, diesen Lebensabriß zu schreiben.

Ich habe der evangelischen Kirche Schlesiens nicht nur meine Lebensarbeit gewidmet, sondern auch mein Herz geschenkt. Ihr zu dienen, war mir über 44 Jahre täglich Glück und Freude und Dank gegen Gott.

Erich Schultze